

**Timothy Garton Ash**, Schriftsteller und Historiker, University of Oxford

Sonntag, 10. November 2019

Rede anlässlich des 30. Jahrestages des Mauerfalls im Berliner Dom

„Es geschah ein Wunder“: 1989 und die Krise der Nachmauerwelt

Liebe Mitstreiterinnen und Mitstreiter dieses 30. Jahrestages des Mauerfalls, es ist mir wirklich eine große Freude und eine Ehre, in diesem geschichtsträchtigen Dom zu sprechen, und zwar just an diesem Wochenende.

Am 12. November 1989 stand ich auf dem Potsdamer Platz, auf der westlichen Seite der Mauer; ein großes Segment der Mauer wurde gerade entfernt und dann spazierten wir im Niemandsland über den Todesstreifen. Neben mir stand zufällig ein groß gewachsener Mann in amerikanischer Uniform mit dem Namensschild Haddock. Es stellte sich heraus, dass dieser Haddock der amerikanische Kommandant von Berlin war. Er sah ziemlich verwirrt aus, aber das war für mich nicht das Wesentliche an diesem Tag. Das Wesentliche an diesem Tag war die Befreiung der Ostdeutschen.

Der DDR-Bürger beispielsweise, den ich getroffen habe – wohl aus Sachsen, nach dem Akzent zu urteilen – der mir sagte, die Menschen stehen jetzt wieder aufrecht. Die Menschen sagen, was sie tatsächlich denken. Und dann sagte er: „Ich glaube, die Kranken werden von ihren Krankenhausbetten aufstehen.“

So war die wirklich fast pfingstbewegte Stimmung, aber was mich vor allem bewegt hat, war, dass ich eben diese Erfahrung teilen konnte mit meinem langjährigen Freund Werner Krätschell. Wir haben dort einfach gestanden und zugehört, wie die Menschen hin- und herlaufen und wussten beide, was es für die Menschen, für die Ostdeutschen bedeutet. Auch für die Familie Krätschell, denn der Sohn Joachim war wie viele andere über Ungarn nach Österreich geflüchtet – und jetzt konnte man sich wiedersehen. Es bedeutete also die Wiedervereinigung einer Familie.

Also, die Bedeutung des 9. Novembers für mich ist eine ganz persönliche und es sind ganz konkrete Menschen wie Werner und Annegret, Joachim, Konstanze, Johannes und Karoline und viele andere ostdeutsche Freunde, die an diesem Tag befreit waren.

Ich muss allerdings gestehen, dass bei diesen sehr groß angelegten Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag, nachdem ich den vielleicht einhundertsten Dokumentarfilm gesehen habe oder das fünfhundertste Interview in einer ganz dicken Beilage zu einer Zeitung – einer den Wald bedrohenden Beilage – ich doch an ein Bonmot von Kurt Tucholsky gedacht habe. Tucholsky schrieb einmal, wenn Jesus Christus ein zweites Mal auf die Erde käme, würde man ihn nicht kreuzigen, sondern man würde ihn interviewen. Aber bei mir ist trotzdem eine echte Freude.

Es gibt jetzt die Konkurrenz der historischen Daten. War das eigentlich der 9. Oktober in Leipzig oder wie von Herrn Dr. Krätschell eben angesprochen der 4. November in Berlin? War es der 9. November oder der 3. Oktober? Wir müssen uns ja nicht einig sein darüber, welches der Daten am wichtigsten war; das hat Herr Bundespräsident Steinmeier gestern Abend am Brandenburger Tor sehr richtig gesagt. Aber ich bin bei Willy Brandt. Willy Brandt hat einmal gesagt, für ihn sei der Tag der Befreiung, also der 9. November, wichtiger als der 3. Oktober, also der Tag der Einheit. Und das ist auch bei mir so. Aber es

gehört zu einer pluralistischen Gesellschaft, dass wir verschiedene Geschichten und verschiedene Gedächtnisse haben.

Ich sage immer „ich bin Berliner“ (die Grammatik von John F. Kennedy etwas aufbessernd) und meine damit nicht nur diese Stadt Berlin, die ich liebe, sondern auch den Philosophen Isaiah Berlin, den ich verehere. Denn die zentrale Einsicht von Isaiah Berlin war, dass wir immer versuchen müssen, diese zwei Dinge – Liberalismus und Pluralismus – die keinesfalls identisch sind, miteinander zu verbinden. Also gibt es nicht nur die Geschichte, sondern auch die verschiedenen Geschichten.

Und doch können wir uns einig werden darüber, dass eben ein Wunder geschehen war. Diesen Satz habe ich von einem tschechischen Pfarrer übernommen. Er schrieb das über die samtene Revolution, die wir ja demnächst in Prag feiern werden. Was heißt hier „ein Wunder“? Dass etwas, was völlig unmöglich erschien, plötzlich passierte. Dass ein posttotalitäres, nuklear bewaffnetes Imperium innerhalb von drei Jahren sanft und friedlich verschwand. Wir sagen jetzt immer „friedliche Revolution“, als ob das etwas Selbstverständliches wäre, aber, meine Damen und Herren, 200 Jahre lang war „friedliche Revolution“ ein *contradictio in adiecto* – ein Widerspruch in sich. Ab dem Jahr 1789 bis zum Jahr 1917 beschrieb ja Revolution ein gewalttätiges Vorgehen. Ich erinnere mich sehr gut an eine Diskussion in der *Laterna magica*, dem Hauptquartier der samtene Revolution in Prag, wo es eben darum ging. Man sagte wir dürfen das doch nicht eine „Revolution“ nennen; eine Revolution heißt ja Gewalt.

Also, eine friedliche Revolution ist ein Wunder in der Geschichte und wenn man dann fragt: „Wie ist es zu diesem Wunder gekommen?“ und sucht nach den Ursachen, dann ist es wie so oft in der Geschichte: Auf der einen Seite Strukturen und Prozesse, die lange zurückgehen, und auf der anderen Seite Individuen und Glücksfälle – was Machiavelli „Fortuna“ nannte. Es gibt also strukturelle Gründe für den Zerfall des Sowjetblocks. Es gibt einen Prozess, eine Kettenreaktion. Zehn Jahre hat es gedauert in Polen, zehn Monate in Ungarn, zehn Wochen in der DDR und zehn Tage in der Tschechoslowakei – aber es gibt eben auch Individuen und Glücksfälle. In der großen Politik sind das Gorbatschow, George Bush sr. und Helmut Kohl. In Berlin am 9. November sind es gleich dreierlei: Erstens diese wunderbare Schlamperei von Günther Schabowski. Die Schlamperei spielt hier eine sehr positive Rolle in der Geschichte. Zweitens: Das westdeutsche Fernsehen, das verkündet hat, die Mauer sei offen, als das noch nicht der Fall war. Ich finde, das ist eine interessante Fallstudie für diejenigen, die Journalismus studieren. In einem gewissen Maße war das schlechter Journalismus – heute würde man sagen, das war Fake News – aber es hat etwas wirklich Großartiges bewirkt, denn durch diese falsche Nachricht sind viele Ostberliner zu Mauer gekommen, wie Sie alle wissen. Und es sammelte sich dann diese große Menschenmenge und dann kommt das Dritte: Harald Jäger und seine berühmte Entscheidung an der Bornholmer Straße – auch ein Beispiel für die Rolle des Individuums in der Geschichte. Kürzlich las ich ein Interview mit Harald Jäger in der Welt am Sonntag; und man fragte ihn: „Haben Sie selber die Chance genutzt?“ und er sagte: „Natürlich!“ Und dann fragte man: „Wohin?“, und er sagte, dass selbstverständlich die erste Reise nach Bornholm führte – es war doch die Bornholmer Straße, logisch. Das ist doch wunderbar.

Ich glaube übrigens auch, dass wir uns auch alle ziemlich schnell einig werden über die historische Bedeutung des Tages. Ein anderer Ostberliner hat mir an diesem Tag gesagt, was ihn am meisten bewegt habe, war ein handgeschriebenes Plakat, worauf sinngemäß stand: „Erst heute ist der Krieg zu Ende.“ Und ich glaube, das stimmt. Das war sozusagen der letzte Tag der Nachkriegszeit, des Nachkriegseuropas, der Nachkriegswelt und der erste Tag der Nachmauerzeit, des Nachmauereuropas, der Nachmauerwelt. Im Englischen ist das noch schöner. **Post-war world** wird zu **post-wall world**. Mit dem Prozess der deutschen Einigung, mit der wunderbaren Selbstbefreiung der baltischen Staaten und am Ende mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion sind wir spätestens 1992 eindeutig in einer neuen Welt, in der

„Nachmauerwelt“. Nebenbei bemerkt ist der Effekt für Berlin meines Erachtens paradox. Berlin hat dadurch seine nationale Zentralität wiedergewonnen, aber gleichzeitig seine weltpolitische Zentralität verloren, denn die Stadt war nicht mehr im Mittelpunkt der Weltgeschichte. Der Weltgeist, meine Damen und Herren, wohnte bis 1989 gerade hier in Berlin. Nach 1989 gibt es zwar noch ein Café Weltgeist an der Humboldt-Universität, aber der Weltgeist selber ist nach Peking geflogen.

Meine Damen und Herren, in dieser Nachmauerwelt haben wir viel erreicht. Ich glaube bei diesen Feierlichkeiten ist das ein bisschen zu kurz gekommen, denn alle haben darüber geredet, was schiefgegangen ist und über die Enttäuschungen und über die neuen Teilungen. Wir sind doch immer noch näher an einem Europa „ganz und frei“, wie nie zuvor in der europäischen Geschichte. Das ist das beste Europa, das es je gegeben hat. Und es ist wichtig, daran festzuhalten und das auch der jungen Generation der Europäer klarzumachen. Aber wahr ist auch, dass wir eine Krise der Nachmauerwelt erleben und dass diese von außen und von innen bedroht ist. Von außen durch autoritäre Herrscher wie Wladimir Putin, Xi Jinping und Recep Tayyip Erdoğan; von innen durch die Nationalisten und Populisten, die das Wesen der liberalen Demokratie infrage stellen, durch Brexit und Trump, durch AfD, Fidesz und „Recht und Gerechtigkeit“ (PIS) und wie sie alle heißen.

Nach Jahrzehnten einer – etwas vereinfacht gesprochen – globalen liberalen Revolution erleben wir jetzt eine globale antiliberalen Konterrevolution. Damals sind die Mauern gefallen, heute werden neue Mauern gebaut – von Donald Trump in den Vereinigten Staaten, von Victor Orbán in Ungarn, Tarifmauern, Mauern in den Köpfen. Und die Frage an uns lautet: Was tun wir Liberalen dann? Und wenn ich „wir Liberalen“ sage, meine ich uns alle, die wir uns verpflichtet fühlen für die Freiheit, für die Vernunft, für die „sapere aude“<sup>1</sup> von Immanuel Kant, für den freien Meinungs Austausch, für eine robuste Zivilgesellschaft, für die Kommunikation – d. h. nicht nur zu reden, sondern auch zuzuhören (was bei Professoren nicht immer der Fall ist). Ich kann es nicht besser zusammenfassen als mit den Worten zweier mutiger Frauen – ich möchte gerne auch ihre Namen nennen: Katrin Hattenhauer und Gesine Oltmanns. Sie hatten am Montag, dem 4. September 1989, also noch einem sehr frühen Zeitpunkt, in Leipzig auf ein handgemachtes Plakat geschrieben: „Für ein offenes Land mit freien Menschen!“ Besser kann man es nicht sagen.

Was also sollen wir da tun? Meine These ist, meine Damen und Herren: Wir müssten selbstkritischere Kämpfer sein. Wir müssten kämpfen – friedlich natürlich – gegen all die antiliberalen Demagogen, die Populisten, die fremdenfeindlichen Nationalisten. Aber gleichzeitig müssten wir selbstkritisch nachfragen, denn Selbstkritik gehört zum Wesen des Liberalismus. Wenn wir nicht selbstkritisch nachfragen; sind wir keine echten Liberalen. Es ist nicht leicht, die beiden miteinander zu kombinieren. Bei Soldaten ist es nur selten so, dass man mitten im Kampf selbstkritisch ist. Davor vielleicht oder danach, aber wir müssen ja mitten im Kampf selbstkritisch bleiben. Und jetzt beginne ich mit dem Sünden katalog der Liberalen, mit der Selbstkritik: Der erste große Fehler, den wir in diesen dreißig Jahren begangen haben, ist nicht, dass wir dies gefeiert haben als großen Sieg der Freiheit und der Demokratie Europas und des Westens. Das war es allemal. Nein, der Fehler war, dass wir mit der Zeit angefangen haben zu glauben, das sei die neue Normalität, so werde es auch weitergehen – dass wir geglaubt haben, das sei die Richtung der Geschichte. Aber meine Damen und Herren, die Richtung der Geschichte kennen wir nicht.

Es gab aber auch andere Fehler. Fehler sozusagen von Aktionen und Fehler in der Antizipation, d. h. es gibt ein Spektrum zwischen dem, was wir falsch gemacht haben, dem, was wir nicht getan haben –

---

<sup>1</sup> „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ (Immanuel Kant)

Unterlassungssünden sozusagen – und dem, was wir mindestens hätten voraussehen müssen; worauf wir hätten vorbereitet sein müssen, auch wenn wir nichts dafürkönnen.

Also, ich nenne hier nur eine Auswahl der Fehler, sonst wären wir mindestens zwei Stunden hier. Erstens: Wir haben viel zu schnell den Liberalismus auf nur eine Dimension reduziert, die ökonomische Dimension. Und ein Liberalismus, der nur eindimensional ist, ist kein echter Liberalismus. Auf dem Feld des ökonomischen Liberalismus haben wir uns dann darauf fokussiert, eine außer Kontrolle geratene Globalisierung des Finanzkapitals zuzulassen, oder man könnte auch sagen, eine globalisierte Finanzierung des Kapitalismus zu betreiben. Das hat uns in eine große Krise geführt und in eine große Rezession, unter der auch viele europäische Länder sehr gelitten haben, und die zu einer Ungleichheit geführt hat, wie wir sie seit 100 Jahren in Europa nicht mehr kennen.

Aber, meine Damen und Herren, es war nicht nur eine Ungleichheit des Einkommens und des Eigentums, wie es sie beispielsweise in den Vereinigten Staaten und in meinem Land, in Großbritannien, extrem gibt. Es war noch etwas anderes. Es war das, was ich die Ungleichheit der Aufmerksamkeit, der Achtung, des Respekts gegenüber der anderen, der ärmeren, der vielleicht weniger gebildeten Hälfte unserer Gesellschaften nenne. Dieses Ressentiment, an dem sich die Populisten mästen, wird durch die Bemerkung einer Demonstrantin auf einer AfD-nahen Demonstration in der ostdeutschen, genauer gesagt, sächsischen Kleinstadt Heidenau wunderbar zusammengefasst und auf den Punkt gebracht. Die Bundeskanzlerin kam zu Besuch, es gab diese Demonstration und die Bundeskanzlerin hat diese Demonstration völlig ignoriert. Daraufhin sagte diese Demonstrantin – und ich habe lange überlegt, ob ich diesen folgenden Satz in einem Gotteshaus sagen darf – also ich bitte im Voraus um Verzeihung, wenn sie das geschmacklos finden, aber ich habe mir dann gesagt, Martin Luther hätte das sicherlich ausgesprochen und deswegen sage ich es auch. Diese wütende Demonstrantin, die sich völlig ignoriert fühlte, sagte dann bezogen auf die Bundeskanzlerin: „Die schaut uns nicht mal mit dem Arsch an.“ Etwas lutherisch gesprochen – zugegeben! Aber gerade diese Grobheit, diese Barschheit gibt genau die Gefühle derjenigen wieder, die die Populisten gewählt haben, und zwar nicht nur in Sachsen und Thüringen und Brandenburg, sondern auch im Südosten von Polen, auf dem Lande in Ungarn, im Norden Englands die Menschen, die für den Brexit gestimmt haben und auch in den Vereinigten Staaten. Das ist die Gefühlslage und das ist auch unser Versäumnis. Wir haben, so denke ich, fast einen Fehler der Kommunisten wiederholt. Ein Kerngedanke des Kommunismus war doch, dass das Sein das Bewusstsein bestimme, also hänge alles vom materiellen Unterbau, vom Wirtschaftlichen ab. Und nachdem der Kommunismus vorbei war, haben wir den gleichen Fehler gemacht – etwas anders ausgedrückt als bei Karl Marx jetzt bei Bill Clinton: „It's the economy, stupid!“ Ja, alles hängt von der Wirtschaft ab, aber das ist grundfalsch. Vielen dieser Länder geht es wirtschaftlich viel besser als vor 30 Jahren, auch in Ostdeutschland und nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch bei den Wählern der AfD: Laut einer Umfrage sagen 80 % der AfD-Wähler, sie schätzen ihre persönliche wirtschaftliche Lage als gut oder sehr gut ein – und trotzdem diese große Unzufriedenheit. Trotzdem die Antwort in den Umfragen: „Wir fühlen uns als Bürger zweiter Klasse behandelt.“ Also das Bewusstsein, nicht das Sein ist hier bestimmend. Es gibt ein Bildungsideal der liberalen Demokratie, und weil wir Bildung sehr schätzen, haben wir uns gesagt, es müssen mehr Menschen studieren. Tony Blair wollte, dass 50 % [der jungen Menschen] zur Uni gehen. Unbeabsichtigte Folge: Wir haben unsere Gesellschaften zweigeteilt. Fifty-fifty – diejenigen mit einem Hochschulabschluss, die in einer Großstadt wohnen, die die Einwanderung, die Offenheit, den Kosmopolitismus, das Multikulturelle und die Globalisierung gut finden und die anderen, die nicht zur Uni gegangen sind, die das alles auf einmal zu viel finden, die Globalisierung, die Liberalisierung, die Europäisierung und die Digitalisierung; die traumatisiert sind und sich deshalb zurücksehnen nach älteren Quellen der Identität und des Gemeinschaftsgefühls.

Wir liberalen Internationalisten haben uns in diesen 30 Jahren sehr viele Sorgen gemacht über die andere Hälfte der Welt – und sehr zu Recht, das war auch richtig! Aber wir haben dabei die andere Hälfte unserer eigenen Gesellschaften vernachlässigt. Wir haben sehr wohl die Bedeutung und die Bedrohung durch den Klimawandel gesehen, ihn aber bei Weitem nicht ernst genug genommen, bis uns unsere Kinder und Enkelkinder zur Rede stellten – mit Extinction Rebellion, mit Fridays For Future.

Und nicht zuletzt, meine Damen und Herren, haben wir nicht die heranwachsende Bedeutung von China gesehen. Das heutige China ist genauso sehr ein Produkt von 1989 wie die fragilen Demokratien von Ost- und Mitteleuropa. Ich erinnere Sie daran, dass am 3. Juni 1989 das kommunistisch beherrschte China und das kommunistisch beherrschte Osteuropa sich in der gleichen politischen Welt befanden. Ab dem 4. Juni 1989 gehen die Wege ganz auseinander. In Polen fanden am 4. Juni die ersten halbfreien Wahlen statt, die zu einem großen Sieg der Solidarnosc wurden und danach kam der erste nichtkommunistische Ministerpräsident seit 40 Jahren ins Amt. In Peking geschah das Massaker auf dem Platz des himmlischen Friedens. Die kommunistischen Führer Chinas lernen dann ganz systematisch aus dem Zusammenbruch des Kommunismus in der Sowjetunion und Osteuropa, um eben diese Fehler zu vermeiden. Sie entwickeln dadurch etwas wirklich ganz Neues in der Geschichte, man könnte es auf die kürzeste Formel gebracht den leninistischen Kapitalismus nennen. Daran hat 1989 niemand gedacht: eine Verbindung des Dynamismus eines kapitalistischen Wirtschaftssystems mit einem noch sehr leninistischen politischen System. Dieses System hat seine Schwächen und seine Spannungen, aber es ist nicht nur wirtschaftspolitisch und strategisch, sondern auch ideologisch zu einem wirklich starken und bedeutenden Konkurrenten des Westens geworden, gerade wenn man von Afrika oder von Lateinamerika aus dahin blickt.

Nebenbei bemerkt: Wenn ich von China spreche, denke ich sehr stark an diesem 30. Jahrestag an Hongkong. Just zu diesem Jahrestag hat einer meine Söhne, Alec, eine Reportage über die Demonstrationen in Hongkong geschrieben, die für die gleichen Werte wie hier 1989 demonstrieren, für Freiheit, Menschenrechte, Demokratie und Meinungsfreiheit, und gleichzeitig so viel schlechtere Chancen haben, zum Erfolg zu kommen, als wir damals in Europa. Ich finde, sie brauchen mindestens unsere moralische Solidarität. Die fünf Finger meiner Hand, die ich erhebe, stehen für die fünf Punkte der Demonstranten in Hongkong<sup>2</sup>. Alle Ehrerbietung den friedlichen Demonstranten in Hongkong!

Aber wie gesagt, das System ist jetzt Konkurrenz und es ist auch gut so, meine Damen und Herren. Im Deutschen sagt man, „Konkurrenz belebt das Geschäft“ und das ist auch in intellektueller und in ideologischer Hinsicht richtig.

Also, da haben Sie ganz kurz einen Sündenkatlog der Liberalen, nicht vollständig. Oder, wenn Sie so wollen, eine Anklageschrift oder genauer gesagt, eine Selbstanklageschrift. Aber gerade deswegen, weil wir eine solche Selbstanklageschrift schreiben, bin ich langfristig optimistisch. Kurzfristig oder sogar mittelfristig glaube ich, müssen wir darauf gefasst sein, dass diese reaktionär-konterrevolutionäre Welle noch viele Kraft und Wucht und Wut hinter sich vereint, also seien wir gefasst auf weitere Wahlergebnisse und Wahlerfolge von AfD, von Trump, von den Brexiteers, von Recht und Gerechtigkeit (PIS) in Polen und wie sie alle heißen. Aber langfristig bin ich optimistisch – auch weil ich in den letzten zwei Jahren mindestens 20 Bücher und Aufsätze gelesen habe über den Tod des Liberalismus. Gerade diese Bücher über den Tod des Liberalismus zeigen uns, dass der Liberalismus lebt. Wir haben doch in ostdeutschen Buchhandlungen in den achtziger Jahren kein Buch über den Tod des Kommunismus gesehen und auch

---

<sup>2</sup> Die fünf Forderungen sind: (1) Keine Auslieferungen an China –Rücknahme des Auslieferungsgesetzes! (2) Macht deutlich, dass wir Hongkonger keine Randalierer sind! (3) Lasst die Studenten und verletzten Demonstranten frei! (4) Carrie Lam (Regierungschefin Hongkongs) muss zurücktreten. (5) Helft Hongkong!

und gerade deswegen war der Kommunismus tot. Das heißt, diese Selbstkritik ist eine große Stärke des Liberalismus – wenn wir natürlich darauf aufbauen und mit konkreten Schritten der Verbesserungen, der Reform vorangehen.

Der Kommunismus war nicht reformierbar, aber der Liberalismus ist es durchaus. Wenn wir den Liberalismus nicht als geschlossenes ideologisches Gemach, als Ideologie nehmen, wo sozusagen alle Antworten schon bereit sind und alle Fragen beantwortet; wenn wir dahingegen den Liberalismus im Geiste von Jon Stuart Mill, Karl Popper, Isaiah Berlin und Ralf Dahrendorf nehmen als eine Methode der Offenheit, der *sapere aude*, des ständigen Experimentierens, des Trial-and-Error, der Redefreiheit und Streitkultur des zivilisierten Konflikts, dann werden wir wieder große Erfolge sehen, wie vor 30 Jahren. Goethe hat das alles natürlich am besten gesagt: „Das ist der Weisheit letzter Schluss; nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss!“ Meine Damen und Herren, wenn wir an dieser täglichen Eroberung der Freiheit arbeiten, dann bin ich zuversichtlich, dass wenn auch heute neue Mauern gebaut werden, morgen oder spätestens übermorgen die Mauern wieder fallen werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

---

*Professor Garton Ash hat frei gesprochen. Es handelt sich hierbei um eine leicht redigierte und von ihm autorisierte Abschrift.*